

BEATRIZ
WILLIAMS

Das
geheime
Leben der
*Violet
Grant*
ROMAN

GRATIS
Leseprobe

blanvalet



BEATRIZ WILLIAMS besitzt Abschlüsse der amerikanischen Universitäten Stanford und Columbia. Während sie als Beraterin in London und New York arbeitete, versteckte sie ihre Schreibversuche zunächst auf ihrem Laptop. Heute schreibt sie in ihrem Haus an der Küste Connecticut, wo sie mit ihrem Mann und ihren vier Kindern lebt.

Im Sommer des Jahres 1914 bereiste eine attraktive, geschiedene achtundreißjährige Amerikanerin namens Caroline Thompson mit ihrem zweiundzwanzigjährigen Sohn, einem gewissen Mr. Henry Elliott, den europäischen Kontinent, um dessen Studienabschluss an der Universität Princeton zu feiern.

Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs machte die beiden zu Flüchtlingen, und einer Familienlegende zufolge veräußerte Mrs. Thompson ihren eigenen liebreizenden Körper, um sich und ihrem Sohn sicher über die deutsche Grenze zu verhelfen.

Ein einzelner Koffer wurde dabei zurückgelassen.

Im Jahre 1950 gelang es der deutschen Bundesregierung einen überaus verblüfften Mr. Elliott ausfindig zu machen und ihm einen Scheck im Wert von 100 Deutschen Mark zu übersenden, um ihn für sein »verlorenes Gepäckstück« zu entschädigen.

Diese Geschichte handelt nicht von den beiden.

Vivian, 1964
NEW YORK CITY

Fast hätte ich die Abholkarte des Postamts übersehen, die unterhalb des Briefschlitzes hängen geblieben war. Das muss man sich mal vorstellen! Derartige Unfälle verändern den Lauf der Geschichte.

Ich war erst vor einer Woche eingezogen und kannte noch längst nicht alle Tricks und Tücken meiner neuen Bleibe, wie etwa jene unauffällige Pfütze am Fußende der Treppe, die sich nach einem kräftigen Regenschauer bildete und einen auf den abgetretenen Steinfliesen ausrutschen ließ, wenn man nicht aufpasste. Oder die wöchentlichen Besuche des Metzgersohns, mittwochnachmittags um Viertel nach fünf, bei der Frau des Hausmeisters, der in der Zigarrenfabrik Überstunden schob, während der junge Mann zwanzig Minuten lang mit seinem Würstchen wedelte und die Schnitzel unbeaufsichtigt im Flur stehen ließ.

Und – dieser Punkt ist entscheidend – die unglückliche Angewohnheit von Postkarten, sich an den Briefschlitz zu heften, sodass man sie allzu leicht übersah, wenn man sich, anstatt in die Hocke zu gehen, nur nach unten beugte, wie ich es an jenem Freitagabend nach der Arbeit tat, damit mein neuer Mantel den schmutzigen Boden nicht streifte.

Glücklicherweise zeigte sich Gott oder das Schicksal oder wer auch immer an diesem Tag gnädig. Meine Finger bemerkten die Abholkarte, die meine Augen übersahen. Und obwohl ich die Post achtlos auf den Wohnzimmer-tisch warf, um mich erst am späten Samstagvormittag im Morgenmantel damit zu beschäftigen – während ich ein widerliches Gebräu aus Tomatensaft und sonstigem Teufelskram schlürfte, um jene ungezählten Martinis und den Scotch vom Vorabend zu neutralisieren –, konnte selbst ich, Vivian Schuyler, den Mächten des Schicksals nicht länger enttrinnen.

Nicht, dass ich mich beschweren wollte.

»Was hast du da?«, fragte meine Mitbewohnerin, Sally, von unserem schäbigen Sofa aus. Die arme kleine Schnapsdrossel war noch hinfalliger als ich selbst. Mein Gesicht war lediglich blass, ihres aschfahl.

»Eine Abholkarte von der Post.« Ich drehte die Karte um. »Anscheinend ein Paket.«

»Für dich oder für mich?«

»Für mich.«

»Na, Gott sei Dank.«

Ich blickte erneut auf die Karte, dann auf die Uhr. Mir blieben noch dreiundzwanzig Minuten, bis das Postamt in der West 10th Street seine Pforten schloss. Mein Haar war ungekämmt, mein Gesicht ungeschminkt und mein Mund pelzig vom Restalkohol und einer ekligen Schicht Tomatensaft.

Andererseits: ein Paket. Wer konnte einem Paket schon widerstehen? Noch dazu einem mysteriösen Paket. Schier unerschöpfliche Möglichkeiten von braunem Packpapier schwirrten mir durch den Kopf. Zu früh für Weihnachten, zu spät für meinen einundzwanzigsten Geburtstag (auch für meinen zweiundzwanzigsten, aber wir wollen ja nicht kleinlich sein) und völlig untypisch für meine Eltern. Dennoch hielt ich den Beweis in meinen Händen, in billiger violetter Tinte, noch dazu falsch geschrieben: Vivien Schuyler, 52 Christopher Street, Apt. 5C, New York City. Dabei wohnte ich erst seit ein paar Tagen hier. Wer sollte mir in der kurzen Zeit ein Paket geschickt haben? Vielleicht meine Großtante Julie, sozusagen als Einweihungsgeschenk? In dem Fall musste ich mich sputen, ehe ein durstiger Postbeamter noch mein Geschenk wegtrank.

Ein weiterer Blick auf die Uhr. Noch zweiundzwanzig Minuten.

»Wenn du da hinwillst«, meinte Sally, die Hand theatralisch über die Augen gelegt, »solltest du dich beeilen.«

Derartige Entscheidungen bestimmen den Lauf der Geschichte.

Um acht Minuten vor zwölf stürzte ich ins Postamt. Oh ja, es gibt einen guten Grund, weshalb ich mir die Zeit so genau gemerkt habe. Ich schüttelte die Tropfen von meinem Regenschirm und entging nur knapp einem Nervenzusam-

menbruch. Das Postamt war hoffnungslos überfüllt. Überfüllt und widerlich feucht. Und nicht nur feucht, sondern zugleich widerlich stinkend: ein säuerlicher Wollgeruch, unterlegt von Pisse und Zigarettenrauch. Ich klappte meinen Regenschirm zu und stellte mich hinter einem blonden Mann im OP-Kittel in die Warteschlange. Das war nun mal New York: sein Geruch, seine Menschen – oh, diese Menschen! Das alles musste man als Teil des göttlichen Gesamtpakets wohl oder übel in Kauf nehmen.

Nun, nicht unbedingt.

Kleine Berichtigung. Man musste nicht alles in Kauf nehmen, weder den Gestank noch die Menschen, weder die verlotterte kleine Wohnung im Greenwich Village noch den notgeilen Metzgersohn oder die hübsche dauerbetrunkene Mitbewohnerin, die gelegentlich einen Wochenendkunden bediente, um ihren Körper und ihr Givenchy nutzbringend einzusetzen. Nicht, wenn man Vivian Schuyler hieß und es gewohnt war, in der Park Avenue oder in East Hampton oder zuletzt im Bryn Mawr College, Pennsylvania, zu residieren. Ganz im Gegenteil. Mit einer solchen Entscheidung erntete man bestenfalls Entsetzen, wenn nicht gar Schmach. Man stelle sich die Schuylers nur einmal vor: um elf Uhr morgens in trauter Einheit um den Frühstückstisch versammelt, im Genuss von gekochten Eiern und Bloody Marys, während die Sommersonne wie flüssiger Honig

durch die Fenster strömt und ein uniformiertes Hausmädchen eine frische Ladung Toast hereinträgt, um den Alkohol aufzusaugen.

Mutter (liebevoll): Du hast doch nicht ernsthaft vor, diese ordinäre Stelle bei der Zeitung anzutreten, oder?

Ich: Doch, Mum. Genau das habe ich vor.

Paps (herzlich): Nur dahergelaufene Weibsbilder gehen arbeiten, Vivian.

Folglich war ich selbst schuld daran, dass ich in diesem pissestinkenden Postamt in der 10th Street stand und meine elegante Schuyler-Nase zwischen den Schulterblättern des Kittelträgers vor mir vergrub. Ich konnte nun mal nicht anders. Ich konnte mich unmöglich auf meinem ansehnlichen Familienerbe ausruhen und dieses unverdiente Schuyler-Privileg auch noch mit voller Genugtuung genießen.

Zumal meine Genugtuung mit jeder Sekunde schwand, denn die Zeiger der Uhr näherten sich unbarmherzig dem postalischen Feierabend. Die Beamten zeigten keinerlei Eile, die Warteschlange keinerlei Fortschritt. Die Ersten traten ungeduldig von einem Fuß auf den anderen. Der Mann hinter mir zündete sich fluchend eine Zigarette an. Irgendwo erklang ein theatralischer Seufzer. Ich vergrub meine Nase noch tiefer in dem olfaktorischen Elysium des OP-Kittels vor mir, denn der gute Mann roch wenigstens nach Desinfektionsmittel statt nach Urin. Außerdem war

Blond eindeutig meine Lieblingsfarbe.

Ein Kunde verließ den Schalter. Ein anderer stürzte sich auf den freien Beamten. Alle übrigen traten synchron einen Schritt vor.

Ausgenommen der Herr im OP-Kittel. Seine braunen Lederschuhe waren anscheinend mit dem Boden verwachsen. Unglücklicherweise bemerkte ich das erst, nachdem ich einen Schritt vorgetreten war und ihn unsanft auf den schmutzigen Linoleumboden befördert hatte.

»Oh Gott, tut mir furchtbar leid«, sagte ich mit ausgestreckter Hand. Er blickte verwirrt zu mir auf und blinzelte wie mein Hund Quincy aus Kindheitstagen, wenn er nach dem Frühstück brutal aus seinem Schönheitsschlaf gerissen wurde. »Ach du meine Güte. Sind Sie im Stehen eingeschlafen?«

Er ignorierte meine ausgestreckte Hand und rappelte sich mühsam auf. »Scheint so.«

»Tut mir leid. Geht es Ihnen gut?«

»Ja, danke.« Das war alles. Er drehte sich wieder um und starrte gradeaus.

Normalerweise hätte ich es dabei bewenden lassen, aber der junge Mann war einfach zum Anbeißen attraktiv, geradezu absurd attraktiv, sozusagen Paul-Newman-attraktiv, mit himmelblauen Augen und sonnenblondem Haar. Außerdem war das hier New York, die Stadt der unbegrenzten Mög-

lichkeiten, man musste sie nur zu nutzen wissen. »Sie sind bestimmt Hilfsarzt oder Assistenzarzt oder wie man das nennt. Saint Vincent's? Ich habe gehört, die armen Teufel müssen manchmal drei Tage lang durcharbeiten. Geht es Ihnen wirklich gut?«

»Ja.« Ziemlich wortkarg. Aber sein süßer sonniger Nacken wurde mit einem Mal knallrot.

»Oder sind Sie Narkoleptiker?«, fragte ich. »Ist gar kein Problem. Sie können es ruhig zugeben. Ein Cousin zweiten Grades, Richard, hatte genau dieselben Symptome. Er ist bei seiner eigenen Hochzeit eingeschlafen, direkt vor dem Traualtar. Die Organistin war so erschüttert, dass sie statt des Hochzeitsmarsches den Trauermarsch gespielt hat.«

Eine bedeutungsschwangere Pause. Hinter mir unterdrückte jemand ein Prusten. Ich hatte Angst, den Bogen überspannt zu haben. Doch dann:

»Im Ernst?«

Nette Stimme. À la Bing Crosby, mit einer Tendenz zum Bass.

»Im Ernst! Wir mussten ihn mit Weihwasser ins Leben zurückholen. Und nicht nur ein paar Spritzer, wir haben ihm das ganze Becken über den Kopf geschüttet. Er ist der Einzige in unserer Familie, der zweimal getauft wurde.«

Zwei weitere Personen verließen den Schalter. Allmählich kam Bewegung in die Sache. Ich warf einen hoffnungsvollen

Blick auf die schiefe schwarz-weiße Wanduhr: zwei Minuten vor zwölf. Der Herr im OP-Kittel sah mich immer noch nicht an, doch sein angespannter Kiefer – und seine hohlen Wangen, pfff – verrieten mir, dass er sich krampfhaft bemühte, nicht loszulachen.

»Daher sein Spitzname: heiliger Schlappschwanz.«

»Geben Sie's auf, junge Frau«, murmelte der Mann hinter mir.

»Und dann gibt es da noch Tante Mildred. Die kriegt überhaupt keiner wach. Einmal hat sie sich für einen Mittagsschlaf zurückgezogen und ist erst am nächsten Nachmittag pünktlich zum Bridge aus ihrem Zimmer gekommen.«

Keine Reaktion.

»Nachts haben wir ihre Sessel gegen die knallroten Bordellmöbel vom Dachboden ausgetauscht«, fuhr ich unbeirrt fort. »Sie war so schockiert, dass sie ein blankes Ass gegen einen Farbkontrakt spielte.«

Der nackte Hals über dem Rand seines blauen OP-Kittels war mittlerweile so rot wie eine herzhafte Tomatencremesuppe, ohne die obligatorischen Croûtons. Er hob eine Hand an den Mund und räusperte sich.

»Wir nennen sie nur noch Tante Siesta.«

Seine Schultern bebten.

»Ich will damit sagen, Sie haben keinen Grund, sich wegen ihres kleinen Problems zu genieren«, fuhr ich fort. »So etwas

kann jedem passieren.«

»Der Nächste«, erklärte der Postbeamte in einem Ton äußerster Langeweile.

Der Herr im OP-Kittel stürzte an den Schalter. Meine Zeit war abgelaufen.

Voller Bedauern ließ ich den Blick schweifen und musste entsetzt feststellen, dass außer einem weiteren sämtliche Schalter von gravierten Metalltafeln geziert wurden, die boshaft verkündeten: SCHALTER GESCHLOSSEN.

Der einzig verbliebene Kunde – abgesehen von Herrn OP-Kittel, der gerade zwei Luftpostbriefe vorlegte – stand breitschultrig am Schalter und führte eine hitzige Diskussion über seine mangelhaften Fähigkeiten im Umgang mit Klebeband und Packpapier.

Kunde (liebenswert): SOLL ICH DA RÜBERKOMMEN UND DIR DIE KNIESCHEIBEN ZERTRÜMMERN, DU HOHLE NUSS?

Beamter (belustigt): SOLL ICH VIELLEICHT DIE POLIZEI RUFEN, DU SCHWACHKOPF?

Ich warf einen Blick auf meine Armbanduhr. Noch eine Minute. Hinter mir hörte ich, wie mehrere Personen seufzend das Gebäude verließen. Wann immer sich die schweren Holztüren öffneten, drang das unbarmherzige Prasseln des Oktoberregens zu uns herein.

Der Mann am Schalter schnappte sich sein windschiefes

Paket und stürmte wutentbrannt hinaus.

Ich trat entschlossen vor. Der Beamte betrachtete erst mich, dann die Uhr, dann zückte er ein silbernes Schild: SCHALTER GESCHLOSSEN.

»Das soll wohl ein Witz sein«, stöhnte ich.

Der Beamte tippte lächelnd auf seine Armbanduhr und schritt davon.

»Entschuldigung!«, rief ich ihm hinterher. »Ich will sofort Ihren Vorgesetzten sprechen. Ich warte hier seit einer halben Ewigkeit. Es geht um ein dringendes Paket ...«

Der Beamte warf einen Blick über die Schulter. »Es ist zwölf Uhr, gute Frau. Die Post hat geschlossen. Kommen Sie Montag wieder.«

»Ich komme überhaupt nicht wieder. Ich will sofort mein Paket!«

»Soll ich den Filialleiter rufen, junge Frau?«

»Ja. Ja, tun Sie das. Rufen Sie den Filialleiter. Ich werde ihm höchstpersönlich erklären ...«

Der Herr im OP-Kittel blickte von seinen Luftpostbriefen auf. »Hören Sie ...«

Ich stemmte die Hände in die Hüften. »Entschuldigen Sie, dass ich Ihren wertigen Geschäftsvorgang störe, Sir. Leider hat nicht jeder das Glück, den letzten offenen Schalter zu erwischen, bevor der Mittagsgong ertönt. Manch einer muss am Montag wiederkommen, um das ihm zustehende Paket

ausgehändigt ...«

»Geben Sie's auf, junge Frau.«

»Gebe ich nicht! Ich zahle brav meine Steuern. Ich kaufe eigenhändig meine Briefmarken und lecke sie selbst an. Mit einer so lausigen Dienstleistung gebe ich mich nicht zufrieden. Nicht in einer ...«

»Es reicht«, unterbrach mich der Beamte.

»Oh, es reicht noch lange nicht. Ich fange gerade erst an ...«

»Hören Sie«, begann der Herr im OP-Kittel abermals.

Mein Kopf wirbelte herum. »Halten Sie sich da raus, OP-Kittel! Ich führe hier eine höfliche Diskussion mit einem höchst unhöflichen Postbeamten ...«

Er räusperte sich in seiner verführerischen Bing-Crosby-Manier. Seine Augenfarbe glich der seines OP-Kittels. Zu blau, um wahr zu sein. »Ich wollte nur sagen, es handelt sich offenbar um ein Versehen. Die junge Dame war vor mir an der Reihe. Ich möchte mich in aller Form entschuldigen, Miss ...«

»Schuyler«, flüsterte ich.

»Miss Schuyler. Ich wollte mich keineswegs vordrängeln.« Er trat einen Schritt zurück und überließ mir den Schalter.

Dann lächelte er sein Paul-Newman-Lächeln mit den süßen Fältchen um die Augen, und ich hätte schwören können, dass seine Zähne ein wenig funkelten.

»Wenn Sie darauf bestehen«, erwiderte ich.

»Unbedingt.«

Ich trat an den Schalter und präsentierte stolz meine Abholkarte. »Sie müssten ein Paket für mich haben.«

»Ich müsste?« Der Postbeamte grinste süffisant.

Jawohl. Süffisant. Na warte.

Keck und unverblümt schwenkte ich die Abholkarte vor seinem unverschämten Beamtenengesicht. »Miss Vivian Schuyler, 52 Christopher Street. Aber dalli!«

»Aber dalli, bitte«, korrigierte mich OP-Kittel.

»Ja, bitte. Mit Sahne und Kirsche obendrauf.«

Der Beamte schnappte sich die Abholkarte und stapfte davon.

Mein Held räusperte sich.

»Mein Name ist übrigens nicht OP-Kittel«, meinte er.

»Ich heiße Paul.«

»Paul?« Ich ließ mir den Namen auf der Zunge zergehen, nur um sicherzustellen, dass ich mich nicht verhört hatte.

»Ist nicht wahr.«

»Ist das ein Problem?«

Mir gefiel, wie er die Augenbrauen hob. Überhaupt gefielen mir seine Brauen, die über den blauen Augen lebhaft nach oben zuckten, eine Spur dunkler als sein Haar. »Nein, überhaupt nicht. Steht Ihnen sehr gut.« Lächeln, Vivian. Ich streckte ihm eine Hand entgegen. »Vivian Schuyler.«

»Aus der Christopher Street.« Er griff nach meiner Hand und hielt sie gepackt. Schütteln ausgeschlossen.

»Das haben Sie also mitbekommen?«

»Das hat jeder mitbekommen, junge Frau«, kommentierte der Postbeamte, der in diesem Moment zurückkehrte. Davon ging ich zumindest aus. Denn ich konnte nicht mehr erkennen als ein riesiges braunes Paket mit Armen und Beinen, das offenbar laufen gelernt hatte.

»Grundgütiger«, sagte ich. »Ist das etwa für mich?«

»Nein, für die Königin von Saba.« Das Paket landete mit solcher Wucht auf dem Tresen, dass sämtliche Schaltergeschlossen-Schilder im Umkreis von einer Meile ehrfürchtig erzitterten. »Bitte hier unterschreiben.«

»Und wie soll ich das Ding in meine Wohnung bekommen?«

»Das ist Ihr Problem, junge Frau.«

Unbeholfen griff ich an dem Ungetüm vorbei, um den Abholschein zu unterschreiben. »Können Sie mir wenigstens eine Sackkarre leihen?«

»Aber sicher doch. Mit einem Präsentkorb obendrauf, was? Und jetzt nehmen Sie das Ding von meinem Schalter.«

Ich schob mir meine Handtasche über die Schulter und umklammerte das riesige Paket. »Leute gibt's ...«

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte Paul.

»Nein, danke. Ich komme schon zurecht.« Ich zog das

Paket vom Tresen und taumelte einen Schritt zurück. »Andererseits, wenn Sie gerade niemandem das Leben retten müssen ...«

Paul nahm mir das schwere Paket ab, doch nicht ohne zuvor meine Hand zu streifen. »Immerhin weiß ich bereits, wo Sie wohnen. Wenn Sie es mit einem gemeingefährlichen Psychopathen zu tun hätten, wäre es jetzt eh zu spät für Reue.«

»Hervorragende Diagnose, Dr. Paul. Die Messer befinden sich in der Küchenschublade direkt neben dem Kühlschrank.«

Er hievte das Paket auf seine Schulter. »Danke für den Hinweis. Gehen Sie vor!«

»Aber schlafen Sie mir unterwegs nicht ein!«

Berauscht wäre ein zu starker Ausdruck, um meinen außerordentlichen Gemütszustand zu beschreiben, als ich meinen nagelneuen Bekannten mitsamt meinem nagelneuen Paket zu mir nach Hause führte. Doch die Wahrheit lag nicht weit davon entfernt. New York war offenbar gewillt, meiner sich aufheiternden Laune entgegenzukommen. Die bröckelnden Stufen der Hauseingänge glänzten im nachlassenden Regen, die Luft klarte immer mehr auf, und das Ende des Unwetters stand kurz bevor.

Wohlgermerkt, ich blieb dicht an der Seite meines fürsorglichen Doktors, um den Regenschirm über sein goldblondes Haupt zu halten.

»Sie hätten sich wenigstens eine Jacke überziehen sollen.«
Meinem vorwurfsvollen Tonfall fehlte jegliche Überzeugung.

»Ich wollte nur schnell zur Post. Mir war nicht bewusst, dass es regnet. Ich habe in den letzten anderthalb Tagen keinen Fuß vor die Tür gesetzt.«

Ich stieß einen Pfiff aus. »Ein nettes Leben haben Sie sich da ausgesucht.«

»Ja, nicht wahr?«

Wir erreichten die Christopher Street. Mein Lieblingsdelikatessenladen hatte die Türen weit geöffnet und lockte mit dem herzhaften Geruch von Matzeknödeln. Nebenan lag das Apple Tree still und verlassen da, um zu fortgeschrittener Stunde von den renommiertesten Transvestiten dieser Stadt zum Leben erweckt zu werden. Mein neues Zuhause. Ich liebte den Ort jetzt schon. Und in diesem Moment liebte ich ihn ganz besonders. Ich liebte die ganze verdammte Stadt. Wo sonst würde ein attraktiver Dr. Paul einfach so im Postamt aufkreuzen, hübsch ordentlich verpackt in einem blauen OP-Kittel und kostenlos bestückt mit kraftvollen Muskelpaketen?

Als wir das Gebäude erreichten, hatte der Regen aufgehört, und auf den herbstlich verfärbten Blättern glitzerten winzige Regentropfen. Voller Elan nahm ich den Schirm herunter und zwinkerte den dreckigen Rissen der Eingangstür freundlich zu. Das Schloss gab mit einem rostigen

Quietschen nach. Dr. Paul duckte sich unter dem Türsturz hinweg und trat in den Windfang. Ein frischer Sonnenstrahl fiel durch die Scheibe über der Tür und ließ sein Haar erstrahlen. Ein Anblick für die Götter.

»Hier wohnen Sie also?«, fragte er.

»Nur brave Mädchen leben im Barbizon. Hatte ich erwähnt, dass meine Wohnung im fünften Stock liegt?«

»Wie könnte es anders sein?« Seine wackeren Schultern wandten sich in Richtung Treppe und erklimmen die Stufen. Voller Staunen folgte ich dem blau-kitteligen Gesäß von einem Treppenabsatz zum nächsten, während ich instinktiv darauf wartete, dass mein Wecker jenen Traum von Regenbögen und Einhörnern jäh zerriss und ich mit einem Blick an meine fleckige Zimmerdecke erwachte.

»Darf ich fragen, welches unzumutbar schwere Objekt ich hier in Ihr Dachgeschoss schleppe? Einen Gussofen? Eine Leiche?«

Ach ja, richtig. Das Paket.

»Ich tippe eher auf die Leiche.«

»Sie wissen es nicht?«

»Nicht die geringste Ahnung. Ich weiß nicht mal, wer mir das Paket geschickt hat.«

Er setzte seinen Fuß auf die nächsthöhere Treppenstufe und legte den Kopf schräg. »Kein ominöses Ticken. Gutes Zeichen.«

»Auch kein verdächtiger Geruch.«

Er ging weiter, und seine Schulter spannte sich dabei ganz entzückend. Das Treppenhaus verschlimmerte sich mit jeder Etage, bis die dramatischen Risse in der geblühten Tapete und die unverblühte Blöße der Glühbirne den Eingangsbereich meiner unziemlichen Bleibe ankündigten. Im Geiste überschlug ich die Summe ungewaschener Teller und unbedeckter Mitbewohnerinnen in meiner bescheidenen Wohnung.

»Sie können das Paket hier abstellen«, meinte ich. »Den Rest schaffe ich allein.«

»Jetzt machen Sie schon auf.«

»Ganz schön herrisch!« Ich steckte den Schlüssel ins Schloss und öffnete die Tür.

Nun, es hätte schlimmer sein können. Das dreckige Geschirr war verschwunden – vermutlich in der Spüle? – und meine halb nackte Mitbewohnerin ebenfalls. Nur die Flasche Wodka stand immer noch stolz auf dem Heizungsbord, direkt neben dem Tomatensaft und einem eleganten schwarzen Spitzenslip. Sallys Slip! Das schwöre ich bei meiner Ehre. Ich eilte zur Heizung und drapierte meinen Schal über das sündhafte Tableau.

Ein dumpfer Aufprall verriet mir, dass Dr. Paul das Paket auf dem Tisch deponiert hatte. »Uff. Ich dachte schon, die letzte Treppe würde ich nicht mehr schaffen.«

»Nur keine Sorge. Ich hätte sie aufgefangen.«

Er betrachtete das Paket, eine Hand in die Hüfte gestemmt, die andere in seinen goldblonden Locken vergraben, so wie wir Frauen es lieben. »Und?«

»Und was?«

»Wollen Sie es nicht aufmachen?«

»Das ist mein Paket. Ein bisschen Privatsphäre werden Sie einer Frau doch wohl gönnen?«

»Jetzt hören Sie mal. Ich habe dieses ... Ding fünf New Yorker Etagen hinaufgeschleppt. Ein bisschen Neugier werden Sie einem Mann doch wohl gönnen?«

Lesen Sie weiter...

Beatriz Williams

Das geheime Leben der Violet Grant

Deutsch von Anja Hackländer

Roman. 544 Seiten

ISBN 978-3-7645-0544-8

Ab 11.05.2015 überall, wo es Bücher gibt.

 Auch als E-Book erhältlich

ISBN 978-3-641-15676-3

Alle Infos zum Buch und zur Autorin finden Sie hier:

www.blanvalet.de/williams

Folgen Sie uns auf:



© der Originalausgabe 2014 by Beatriz Williams

© der deutschsprachigen Ausgabe 2015 by Blanvalet Verlag,

München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

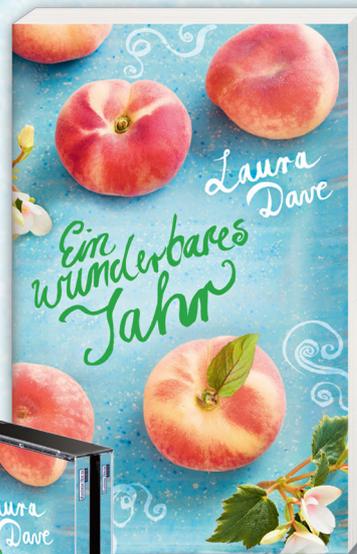
Alle Rechte vorbehalten.

Gestaltung: © Minkmar & Minkmar GmbH, www.minkmar.de

Umschlagmotiv: www.buerosued.de unter Verwendung vom

Motiv Jasenka Arbans/Trevillion Images

*Ein Roman,
der glücklich macht!*



AUCH ALS
HÖRBUCH
ERHÄLTlich!



Roman. 352 Seiten
ISBN 978-3-7341-0156-4

Gekürzte Lesung, 5 CDs

 randomhouseaudio.de/dave

ISBN 978-3-8371-3078-2



Eine gefährliche **Liebe**.
Ein jahrzehntealter **Skandal**.
Zwei **Frauen**, die die Welt
verändern.

Manhattan, 1964. Vivian Schuyler hat das Udenkbare getan: Sie hat dem glamourösen Upperclass-Leben ihrer Familie den Rücken gekehrt, um auf eigenen Beinen zu stehen und Karriere als Journalistin zu machen. Als sie herausfindet, dass sie eine skandalumwitterte Großtante hat, ist ihr Spürsinn geweckt ...

Berlin, 1914. Die junge Physikerin Violet erträgt ihre Ehe mit dem älteren Professor Grant nur, um ihren Forschungen nachgehen zu können. Doch dann bricht der Erste Weltkrieg aus – und ein geheimnisvoller Besucher stellt Violet vor eine Entscheidung mit dramatischen Folgen.